



Johannes Albendorf

*Die
Grausamkeit
der Katzen*

Von der Schwester
der Manns

Roman
AAVAA
VERLAG

Johannes Albendorf

Die Grausamkeit der Katzen

Von der Schwester der Manns

Roman

© 2018 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2018

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: Fashion portrait of beautiful woman in a long pink dress

© lostproject / Fotolia Datei: #11639569

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2538-7

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2539-4

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2540-0

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2541-7

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

E-Books sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses E-Books sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.



**Für Nicole,
die gestutzte Flügel
nachwachsen lassen kann**

*Was heut müde gehet unter,
Hebt sich morgen neugeboren.
Manches bleibt in Nacht verloren -
Hüte dich, bleib wach und munter!*

Joseph von Eichendorff

Polling, Juli 1910

Mein Vater existierte nur noch auf schwarz-weißen Photographien hinter milchigem Glas. Als ich noch jung war habe ich diese Bilder heimlich von der Wand genommen, sie lange in meinen Händen gehalten und versucht, in die Schatten seiner strengen Augen zu tauchen, ihre Tiefen zu ertasten. Damals war ich dort harrender Schätze gewiss, die zu finden nur ich in der Lage war, ich, seine jüngste Tochter.

Ich hinterließ Fingerabdrücke auf glänzendem Holz und niemand verlor darüber ein Wort. Ich wunderte mich nicht, dass mein Vater auf allen Bildern dieselbe Haltung einnahm, sein Kinn zurückpresste – und schwieg.

Nach seinem Tod konnte nichts mehr meine Mutter in Lübeck halten, auch das blaue Meer vor Travemünde vermochte die mit Kaufmannslust gepaarte protestantische Enge unserer Heimatstadt in keinster Weise frei zu spülen, nein, meine Mutter zog es nach München, in den Süden, nach Schwabing - eine gehobene Wohngegend zwar, dennoch vibrierend vor lauter Kunst und Geist. Aus allen Ecken des Deutschen Reiches, ja, aus ganz Europa kamen Künstler und Philosophen nach München; lang schlummernde Triebe jedweder Kunstrichtung vermochten dort aufzuplatzen und in nie gekannter Vielfalt zu erblühen.

Meine Mutter hatte all das auf früheren Reisen nach München bereits erahnen dürfen und die Sehnsucht nach solch einem Leben hatte sie all die Jahre in Lübeck nicht mehr losgelassen.

Wir lebten uns gut ein in Schwabing, verleugneten spöttisch lächelnd unser gehobenes

Bürgertum, dachten aber überhaupt nicht daran, es konsequent abzulegen.

Wir waren so eigentümlich kalt, wir sprachen nicht mehr von unserem Vater. Es war, als hätte es ihn nie gegeben. Nur seine Photographien hingen immer noch in unserem Münchener Salon, ein verblassender Geist in schwarzweiß, bedroht von wuchtigem Deckenstuck, geblendet von lübischen Kandelabern, golden und verschnörkelt.

Je älter ich wurde, desto seltener sollte ich die Photographien von der Wand nehmen.

Wir sind vier Geschwister. Eigentlich sind wir zu fünft, doch der jüngste Bruder, Vicko gerufen, ist neun Jahre jünger als ich und auf seine bescheidene und ursprüngliche Weise zwar durchaus reizend, hat aber noch nie viel hergegeben.

Von uns vier älteren Geschwistern also gibt es eine Photographie aus Kindheitstagen, die lange neben den Bildern meines Vaters ge-

hängen hat: Mein ältester Bruder und ich bilden eine Einheit auf der rechten Seite der Photographie, als einzige darf ich ihn Hinz nennen. Er hält mich in den Armen, lehnt sich sitzend zu mir, schirmt uns so von meinem zweiten Bruder Thos und meiner Schwester Lula ab – und er und ich, wir beide strahlen. Er aus Liebe zu mir und ich aus Vertrauen zu ihm.

Damals war mein Haar noch blond.

Erfüllt von dem Bedürfnis Prinz zu sein, steht Thos aufrecht hinter uns. Er sieht verkleidet aus in seiner Uniform und die Mütze ist ihm zu groß. Lula sitzt am linken Bildrand zu Thos' Füßen und hält ein mädchenhaftes Körbchen mit ihrer kleinen Faust umklammert, krampfhaft.

Sie lächelt nicht.

In München lebten Hinz und Thos schon nicht mehr bei uns. Wie es sich für einen jungen Mann gehört, bewohnte Thos wechselnde Zimmer in der Stadt ... gab es für ihn doch

allerlei zu entdecken und mit sich selbst auszumachen. Er erschien nur zu den Mahlzeiten oder abendlichen Zusammenkünften in unserem Salon.

Hinz dagegen reiste ruhelos durch die Welt, schrieb Romane und gelegentlich lange Briefe an mich. In dieser Zeit wurden sie zu meiner wichtigsten geistigen Nahrung. Wie sehr wollte ich ihm nacheifern, in denselben Kreisen wie er verkehren, dieselben Städte sehen und in ferne Länder reisen, alle Eindrücke durch das Auge meiner Kunst filtern und wie er nur für die Kunst leben!

Unser ganzes Leben war von Kunst durchtränkt, die Kunst war uns heilig, eine Art von Religion, nur um das Diesseits kreisend: Literatur überall, die herrlichen Münchener Theater und Museen, natürlich die Oper und nicht zuletzt der Gesang und das Klavierspiel meiner Mutter. Nahezu jeden Abend setzte sie sich an den Flügel im Salon und sang ihre melancholischen Lieder. Silbrig dünn und

fein war ihre Stimme, doch der kernige Hauch in ihrem Timbre entsprang ungestillter Sehnsucht und kam direkt aus ihrem Herzen. Nur durch die Kunst des Gesangs war sie, die sonst so sprachlos, in der Lage, sich zu offenbaren, mit jedem Ton ein eigenes, kleines Universum zum Schwingen zu bringen, nachhallende Weiten zu eröffnen. All ihre Klanguniversen strebten danach, zu einem einzigen Ton zu verschmelzen, den wir nicht ergründen wollten, den außer ihr selbst wohl niemand zu verstehen in der Lage war.

Meine Mutter liebte den Mond. Oft saß sie am Fenster, sah hinaus und sagte zu allen und zu niemandem: „Am liebsten ginge ich noch spazieren...“

Sie tat es nie.

Obwohl sie sich damals schon stark ihrem fünfzigsten Geburtstag näherte, schimmerten ihre Augen immer noch ausdrucksvoll und groß und in ihrer Haltung lag eine gewisse Erhabenheit, wie ich ungern zugeben muss.

Denn diese Erhabenheit verlor sich bei uniformiertem Herrenbesuch allzu flink in profanem Geschwätz und geziertem Gekicher, wovon meine Schwester Lula und ich wenig angetan waren - galten doch zumindest einige der Herrenbesuche eigentlich uns. Voller Pein verstummten wir angesichts meiner koketten Mutter, deren Fächer nicht aufhören wollte, aufgeregt zu wedeln oder spielerisch schockiert vor ihren girrenden Mund gepresst zu werden. Sie, die Senatorenwitwe, konnte es nicht ertragen, von ihren Töchtern in den Schatten gedrängt zu werden.

Ich schämte mich für sie, Lula noch viel mehr.

Jeder in unserer Familie schrieb, außer Vicko: Meine Mutter, meine älteren Brüder, meine Schwester – und ich. Ja, auch wir beiden Mädchen schrieben in einem Maße, welches über die betulich-gezierten Gewohnheiten höherer Töchter weit hinausging. Ich schrieb Novellen, tastete ehrgeizig nach meinem ei-

genen, skurrilen Stil, trachtete danach, mich von den Sentimentalitäten meiner Mutter und den kunstgewollten Büchern meiner bereits erfolgreichen Brüder ganz und gar abzugrenzen. So wie Hinz und Thos hatten auch Lula und ich hochfliegende Pläne und Visionen, Lula verfasste Lyrik. Gehemmt wurden wir eines Tages ohne besondere Vorwarnung durch unsere Mutter: „Für die Welt werden eure Brüder schon genügend Schönes veröffentlichen!“ - ein Satz, den Klein-Vicko zeitlebens wiederholen sollte. Ich nehme ihm das immer noch übel und werde ihn in diesen Aufzeichnungen nur sporadisch erwähnen.

Unsere Ambitionen, die ebenso wie die der Brüder durch unseren familiären Hintergrund in Lübeck und durch die künstlerische Atmosphäre in unserem Münchener Haushalt genährt wurden – gleichwohl alles fein von bürgerlichen Schranken und materieller Sicherheit umgeben – also, die Ambitionen von Lula und mir konnten nach Ansicht un-

serer Mutter und der ganzen Welt nicht den gleichen Anspruch auf Respekt erheben wie die literarischen Versuche meiner Brüder. Meine nur zu ihrem eigenen Vergnügen und Erbauen schreibende Mutter erwartete von uns, es ihr gleichzutun und so ließen Lula und ich unsere selbstverfassten Werke in untersten Schubladen verschwinden.

Wir Schwestern waren wohl beide noch zu wenig gefestigt, um gegen diesen mütterlichen Bann anzuschreiben, höhere Töchter taten so etwas nicht. Obwohl es sich falsch anfühlte, glaubten Lula und ich nicht mehr daran, eine literarische Berechtigung zu haben. So legten wir unsere Federn nieder, denn wenn man etwas zu Papier bringt, will man auch gelesen werden.

In meinem Kopf haben sich seitdem Unmengen von ungeschriebenen Romanen angesammelt.

Was für einen Sinn haben dann diese Aufzeichnungen, welche ich heute, am 26. Juli

1910, beginne? Erwartet man von einem Menschen, der an seinem Lebensende Rückschau hält, nicht einen klaren und gereiften Blick auf Vergangenes, damit einhergehend allerlei Einsichten, geschlossenen Frieden und vielleicht eine ungefähre Erwartung all dessen, was da kommen mag?

Nichts von alledem trifft auf mich zu. Und schließlich, was hat schon Sinn?

Mein Tod streift auf samtene Pfoten um mich herum. Seit vielen Monaten, ja, Jahren habe ich ihn gefühlt, zuweilen bin ich seiner Anwesenheit gewisser gewesen als in anderen Lebenssituationen. Ich meinte allerdings, dass ich dann, sollte er konkret beginnen in mich einzudringen, nichts mehr fühlen, nichts mehr wünschen, mich nur ergeben würde.

So ist es nicht, noch nicht.

Ich bin erst neunundzwanzig ...

Heute oder in den nächsten Tagen werde ich meinem Leben ein Ende setzen, es scheint ganz gewiss. Ausweg kann es keinen mehr

geben und genügend Gift ist in meinem Besitz, und dennoch - hier muss ich laut auflachen! - kommt dieser Trieb zum Schreiben in mir hoch, zum ersten Mal seit sovielen Jahren, sodass ich mich, während ich auf die Ankunft meines Geliebten warte, an den kleinen Tisch in meiner Stube gesetzt und zu Feder und Papier gegriffen habe.

Ich schreibe meinen Brüdern hinterher, immer noch. Sobald ich anfangen, etwas zu Papier zu bringen, ist dieses Gefühl wieder da und es lacht über mein Tun. Sie schauen über meine Schulter und mit ihnen schaut die Welt über meine Schulter.

Aber wer wird eines fernen Tages sonst noch etwas von mir wissen? Ich werde eine Fußnote in den über meine Brüder verfassten Biographien sein, höchstens in den angefügten Registern mit einigen, vermutlich auch noch falsch angegebenen Seitenzahlen aufgelistet werden. Anhand der geringen Anzahl der Ziffern hinter meinem Namen wird jeder-

mann sofort erkennen, wie kurz und unbedeutend mein Leben gewesen ist.

Ich muss Vorkehrungen für diese Aufzeichnungen treffen, muss verfügen, was mit ihnen geschehen soll. Ansonsten werden meine Brüder sie wiederum in ihren Werken zu verwursten suchen, wie sie das so oft mit meinen Briefen und Erzählungen, ja, mit meinem ganzen Leben getan haben – zwar ist dies stets mit meiner ausdrücklichen Billigung geschehen (wie hätte ich es ihnen verwehren können!), aber es fühlte und fühlt sich für mich doch unbefriedigend an, schlussendlich nur für die Novellen, Romane und Dramen meiner Brüder gelebt zu haben – und nun für sie zu sterben.

Dabei hätte ich, und dies ist mein allersehnlichster Wunsch gewesen, eine eigenständige Künstlerin sein wollen! Immer habe ich davon geträumt, meinen Erfolg, meinen Ruhm, meine ganze Daseinsberechtigung nicht aufgrund der großen Namen meiner Brüder zu

erringen, sondern es ihnen aus eigener Kraft gleichzutun.

Hätte ich einst die von Kabalen und Liebe geplagte Luise Millerin mit soviel tödlicher, trauriger und hoffnungsvoller Energie gegeben wie ich sie in diesem Moment empfinde, wo ich meine Feder in atemberaubendem Tempo tintige Spuren in die weichen Papierbögen ritzen lasse – wer weiß, was dann geschehen, wer auf mich aufmerksam geworden wäre, wo ich überall gespielt hätte und was die Kritiker geschrieben hätten ... –

Ach, es ist überaus müßig, solche Überlegungen anzustellen, denn es ist nicht so gekommen und nun möchte ich mit dem Theaterleben, mit dem ganzen Kunstbetrieb, nichts, aber auch gar nichts mehr zu tun haben, vorbei, vorbei, finito.

All so: Ich werde ausschließlich in den Werken meiner Brüder überleben und irgendwann, eingepresst zwischen Buchdeckeln und auf diese Weise unfreiwillig mit der ganzen Familie vereint, in staubigen Bücherrega-

len vermodern, meiner literarischen Gruft in alten Bibliotheken.

Keinen Blick habe ich für die sommerliche Schönheit dort draußen ... den blendend blauen Himmel über Polling und die nicken-
de Pracht der Blumen, kein Gehör für das Singen der Vögel ... das Gurren der Tauben, die Sehnsuchtsmelodien der Amseln, das zärtliche Zwitschern der Rotkehlchen, die Warnrufe der Meisen, das brutale Krächzen der Raben, kein Gehör für das Rauschen des Baches, für seine über die bemoosten Steine spülenden Wasserschleier oder für den Klang des Glocken von St. Salvator, kein Gespür mehr für die Anmut der alten, ehemaligen Klostergebäude, die sich so vertraut in die bayerisch sommerliche Landschaft schmiegen - welche für sich allein wiederum schon so wunderschön ist ...

Ach, ein Mensch muss sich mit seinen Nöten und Krisen angesichts der Vollkommenheit der Schöpfung unbedeutend vorkommen

und als Störenfried fühlen. Alles scheint so perfekt und phantasievoll geschaffen, was beflecke ich diese Schönheit mit meinen dunklen Problemen, Wünschen und Begierden, mit meiner Existenz?

Keinen Gedanken verschwende ich an meine Mutter; wie immer sitzt sie draußen vor dem Haus auf einer Bank und plaudert mit vorbeiziehenden Bewohnern Pollings, belangloses Zeug!, keinen Gedanken mehr an meinen in Florenz weilenden Lieblingsbruder Hinz, so oft hat er mich benutzt und im Stich gelassen, keinen Gedanken gar an meine anderen Geschwister und ihre Ehepartner, die immer noch in München leben, Thos und Lula.

Und Vicko? Nun ja.

Ich fühle Nathanaels Grinsen in meinem Rücken, drehe mich um und wir sehen uns an.

Er ist ein Totenschädel.

München, 1896

Als Schulmädchen habe ich Nathanael einst während einer Besichtigung aus einem Laboratorium mitgehen lassen, so um die sechzehn Jahre bin ich damals alt gewesen. Ich liebte derlei Skurilitäten. Zum Entsetzen meiner Mutter und meiner Schwester, zum beifälligen Grinsen meiner Brüder – welche ihn ‚künstlerisch‘ fanden - und zum Gruseln meiner Freundinnen und der Hausmädchen wollte ich mein Zimmer mit diesem Schädel schmücken – und habe es getan. Immerhin konnte ich mich auf Goethe berufen, hatte er nicht einige Jahre lang den vermeintlichen Schädel Schillers auf seinem Schreibtisch platziert? Nun gut, zwar mochte der Wunsch zur Weltliteratur in mir erloschen sein, der Wunsch zum Repräsentieren und zur Attitüde jedoch in keinster Weise. Vermutlich ist letzterer wiederum dafür verantwortlich, dass ich heute überhaupt noch etwas zu Papier bringe.

All die Jahre hat Nathanel mich begleitet, von einem Ort zum anderen. Manchmal habe ich mich gefragt, zu was für einem Menschen dieser Schädel wohl gehört hat, ob Mann oder Frau, wann genau und wo und wie und überhaupt. Aber eigentlich ist es mir einerlei, denn nur darauf kam es an:

Nur er war mir treu – und ich ihm.

Ja, ich gab ihm einen Ehrenplatz in meinem Zimmer, tat von nun an alles unter dem zunächst etwas ungemütlich erscheinenden, dann jedoch immer vertrauter werdenden Blick seiner leeren Augenhöhlen, in denen ich nicht die Tiefen der Hölle, sondern die Weite des Himmels vermutete. Meine Lieblingsfarbe war schwarz und ich drapierte entsprechende Stoffe rund um Nathanael, erzielte einen hinreißenden Schauder-Effekt.

An ein befremdliches Ritual allerdings hatte er sich zu gewöhnen, aber nach all den eintönigen Jahren auf seinem vergessenen Regalbrett in einem düsteren Labor dürfte er nicht

allzuviel dagegen einzuwenden gehabt haben, sofern überhaupt noch etwas von seinen Sinnen und seinem Bewusstsein übrig geblieben sein mochte: Nach anfänglichem Gegrusel und Gekreische angesichts dessen, was einst Teil eines Menschen gewesen, pflegten ihn meine Gäste zu ergreifen, seinen kahlen Kiefer mit spitzen Fingern aufzuklappen, angesichts des puren Knochens zu erschauern und ihn dennoch oder eben deswegen hoch in die Luft zu halten und mit aufgesetztem Pathos „Seiinn oder Nichtseiinn?!“ zu rufen, natürlich. Überaus originell, nicht wahr?!

Aber wir lachten jedesmal, als ob es kein Morgen gäbe.

Meine Mutter missbilligte derlei Extravaganzen und je mehr ich diese Missbilligung spürte, desto exzessiver wurde meine Beschäftigung mit Nathanael. Ich zündete Kerzen an, stellte ihn auf meinen Schreibtisch oder vor meinen Spiegel, legte ihn gar auf mein Kopfkissen.

Dennoch schien das Leben damals vor mir zu liegen, in all seiner Weite und Pracht und Fülle, oh, wie jung ich war, wie ahnungslos – und wie schön, trotz der Ähnlichkeiten mit meiner Mutter. Weder in meinen Gesichtszügen, noch in meinen Bewegungen, oder, bewahre!, in meinem Fühlen und Denken habe ich es jemals ertragen können, Ähnlichkeiten mit meiner Mutter zu entdecken. Je älter ich wurde, desto stärker aber traten diese Merkmale zu meiner Verärgerung und zu meinem Widerwillen hervor und ich suchte sie auszumerzen. Ausgerechnet ihre wundervollen, schwarzprächtigen Haare aber hat sie mir nicht vererbt, als hätte sie es mir nicht vergönnt.

Dass ich aber wirklich schön war, weiß ich erst jetzt, wo ich es nicht mehr bin.

Stunden verbrachte ich damals vor dem Spiegel in meinem Zimmer, unter den anerkennenden Augen(höhlen) Nathanaels, ja, ich bin attraktiv und verführerisch gewesen, entweder durch meine bloße Jugend oder

durch die Sorgfalt, mit der ich mich aufbrezelte: Hoch- und wohlgewachsen, blitzende Augen, prustendes Lachen, feinste Haut und schmiegsame Gliedmaßen, blonde und immerhin weiche, wenn auch nicht füllige Haare, die sich mit den Jahren leider Gottes immer dunkler und alltäglicher zu verfärben begannen.

Meine Schönheit ist auch meinen Brüdern nicht verborgen geblieben und bald fand ich Eingang in ihre Arbeiten:

Einmal trug Thos die noch unausgegorene Idee einer Novelle mit sich herum. Dem geplagten Poeten fehlte offenkundig noch ein entscheidender Blick auf das, was er zu beschreiben gedachte und er war von dieser drängenden Unruhe erfüllt, die nur einen Künstler befallen kann, der sein Inneres in die Außenwelt stülpen und es in dieser mit Schreibfeder, Pinsel oder Meißel zu manifestieren hat. Eines Abends waren er und ich allein zuhause und da bat er mich flüsternd,

ihm einen Gefallen zu tun. Ich kicherte zunächst ungläubig, aber seine Augen schauten irritiert und ich begriff, dass es ihm durchaus ernst mit seinem Anliegen war.

„Ich helfe dir!“, versprach ich und ging in mein Zimmer, um alles vorzubereiten.

So löschte ich das Licht, nur um Nathanael herum flackerten einige Wachskerzen, ihre Flämmchen erreichten die Ecken des Raums nicht und die Dunkelheit kroch aus ihnen hervor.

Ich wartete auf Thos.

Als er das Zimmer betrat, erkannte ich in diesem diffusen Kerzenlicht auf einmal gleißend klar, wie kindhaft sich seine noch ungefestigten Züge und seine schmalen Schultern ausnahmen. Seine breite, hochgewölbte Stirn schob er nach vorn wie ein Widder sein Geweih, doch wurde diese Wucht von seinem sauber gestutzten Schnurrbärtchen und den sorgfältig zurückgekämmten, dunkelblonden

Haaren ausgebremst, er schien keinen festen Halt auf dem Boden zu finden.

Ich genoss die verboten anmutende Atmosphäre und da er etwas von mir wollte und brauchte, berauschte ich mich an dem Gefühl, ihm überlegen zu sein, ja.

„Ich tue es jetzt!“, sagte ich und glitt aus meinem Morgenmantel. Ich sah meinen Körper sanft und jungfräulich weiß im Spiegel glimmen, dem Kopf eines Schwans gleich, der in dunkelgrünen Wasserfluten nach Nahrung taucht.

Es war so still. Nur die Kerzen knisterten und von der Straße drang kein Geräusch herauf. Es gefiel mir, die Kerzenflammen auf meiner Haut tanzen zu sehen und zu spüren, wie laue Luft meinen ungeschützten Körper umwehte und meine Brustwarzen erhärtete.

„Geh zum Schrank“, sagte Thos.

Ich ging zum Schrank, öffnete dessen knarrende Türen und drehte mich um, verführerisch, ganz langsam, und verharrte in dieser

Pose, so wie Thos mich darum gebeten hatte. Mit einer Hand griff ich nach diesem Ding, wo sich die Schranktüren einzuhaken pflegen und ich blickte meinen Bruder provozierend an und warf mein Haar zurück, es kitzelte auf meinen Schultern und ich lachte.

„Setz dich“, sagte Thos und seine Stimme klang fremd. Da wurde auch ich befangen.

Ich setzte mich auf die untere Innenkante des Schranks und begann zu frieren und so zog ich meine Beine an, legte den Kopf auf die Knie.

„Schau, Thos, wie schön geformt meine Knie sind! Du hast es bestimmt noch nicht gemerkt, du musst das in deiner Novelle schreiben!“

„Schweig!“, donnerte er mich an und ich verbarg mein Gesicht vor ihm und meine Haare fielen schützend vor meine Nacktheit.

Thos aber stellte sich vor mich hin, seine Zunge zwischen den Zähnen, sein Notizbuch in der Hand, er schrieb und schrieb und ich hörte seinen Stift kratzen und er sah mich an,

nein, eher durch mich hindurch; er mochte zwar meine Haut und Haare, Arme und Hände, Beine und Füße, Schultern und Brüste mit seinem kalten, sezierenden Blick erfassen, aber er sah nicht mich in ihnen leben, nein, für ihn waren das alles nur Hüllen oder Vasen, die er mit seiner Literatur füllen, ihnen ein Eigenleben geben würde.

Das gefiel mir nicht, ich wollte gesehen werden und gemeint sein.

„Gib mir meinen Mantel!“, sagte ich.

„Moment“, murmelte er und schrieb und schrieb.

Ich stand leise auf und wollte zu meinem Mantel huschen, doch da sah er auf und blickte auf meine mit dem Ellenbogen zusammengequetschten Brüste, meine notdürftig bedeckte Scham und meine eng aneinander gepressten Beine und etwas zuckte in seinem Gesicht und ich weiß bis heute nicht, was es gewesen sein mag, Missbilligung, Ekel, Furcht, Anerkennung, Erregung, Pein,

Verlegenheit? Befielen ihn Skrupel, sah er erst in diesem Augenblick mich, seine Schwester Carla?

Schnell schlüpfte ich in meinen Mantel. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, verließ Thos den Raum ich blickte ihm mit hängenden Armen nach. Zu Weltliteratur geworden.

Im folgenden Juni wurde die aus dieser Begebenheit gespeiste Novelle in einer Münchener Zeitung erstmalig veröffentlicht und mir, der „Schwester Carla“, gewidmet.

Ob Thos je auf den Gedanken gekommen war, angesichts dieser Widmung könne jeder Leser versucht sein, die geheimnisvolle Schöne im Schrank mit eben dieser Schwester Carla gleichzusetzen?

Ich aber hatte mein leichtes Unwohlsein darüber bald erfolgreich verdrängen können und war überaus stolz, „der Kunst“ ihren Tribut gezollt zu haben und es erfüllte mich mit einem wohligen Schauer, meinen Namen